

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Arbeit.

Von Friz Martin Knieler.

Hört Gesang der Geister in den Lüften
von des Reiches Herrlichkeit und Kraft.
Fühlt den Drang des Lebens aus den Grüssen.
Junge Brüder, nun seid stark und schafft!

Schürt die Flammen heiß aus Not und Jammer,
Ballt die braunen Fäuste um den Hammer;
bronzener Glockenklang ist jeder Schlag.
steht erglöhnt und schmiedet eneren Tag.

Hebt die blanken Schilde weißer Skirnen,
Brüder, in den Glanz des blauen Lichts!
Golden strahlt von den besonnten Firnen
uns ein Schein des göttlichen Gesichts.

Im Gleichgewicht.

Von Edith Nebelung-Rode.

Gerade als die Verlobten im allerbesten Zanken waren, raffelte der Ofenrost mit großem Gepolter auf den Boden.

Das machte weiter nichts — außer dem Spetialakel — denn der Ofen war leer.

Der Frühlingstag war mild und warm gewesen, und die Sonne ließ noch spielend einen ihrer Strahlen über die Blumentöpfe am Fenster und das braune Haar des jungen Mädchens gleiten, um dann als roter Funken in dem vergoldeten Spiegel der gegenüberliegenden Wand zu endigen.

Sogar der Ofen bekam einen Strahl ab und stand in kalter schwarzer Majestät und leuchtete, als er also das Unglück hatte, seinen Rost zu verlieren, gleichwie ein altmodischer steifer Kavaliere sein Gebiß verlieren kann.

In der Zankerei der Verlobten trat einen Augenblick lang eine Pause ein. Das junge Mädchen stieß einen kleinen nervösen Schrei aus und ging aus dem Sonnenstreifen heraus, um den Rost mit dem Fuß fortzuschoben, und der junge Mann versuchte ihn wieder an seinen Platz zu setzen; gab es aber auf, weil er sich die Finger schmutzig machte, worauf beide bereit waren, fortzufahren. Wenigstens sie.

„Daß Du glauben kannst,“ sagte sie und sand pflichtlich den eifigen überlegenen Ton von vorhin wieder, „daß Du Dir bloß einen einzigen Augenblick einbilden kannst“ — hierbei wandte sie ein Paar sehr blauer und sehr kalter Augen zur Decke — „daß es mir auch nur im Traume einfallen wird, Dich zu heiraten, wenn Du so bist!“

„Ich glaube, wir hätten uns deswegen verlobt,“ antwortete der junge Mann verbißnen.

Ihre Stimme wurde schwebend leicht.

„Nein, Du mußt wirklich entschuldigen, mein Freund, ich sagte ausdrücklich — ausdrücklich, von heiraten wäre vorläufig keine Rede bei mir.“

Der junge Mann wollte etwas erwidern, unterließ es aber. Er halte eine unberechenbare Braut, noch dazu eine unberechenbar süße Braut, aber alles, was Recht ist, sie hatte das ausdrücklich gesagt.

„Es ist doch schon ein ganzes Jahre her,“ meinte er zögernd.

„Ein ganzes Jahre! Als ob das eine Zeit wäre!“ Die blauen Augen verdunkelten sich und ein schmaler Fuß wurde energisch auf den Teppich gesetzt. — „Es können vielleicht noch zwei Jahre oder drei Jahre oder vier Jahre vergehen, damit Du's weißt!“

„Gut — vielleicht können wir noch unseren silbernen Verlobungstag feiern,“ sagte er bitter.

„Vielleicht,“ antwortete sie freundlich, „das hängt jedenfalls ganz von Dir ab.“

Von mir?“

„Ja, von Dir!“ Sie sah ihn voll und triumphierend an. Wenn Du die Absicht hast, mich zu tyrannisieren, wie Du mich die ganze Zeit, seit wir verlobt sind, tyrannisiert hast — wenn Du die Absicht hast, dazusitzen und mich mit einer Alleinherrscheriene zu bewachen, wenn ich mit anderen tanze oder rede — wenn Du

die Absicht hast, wegen all und jedem, was ich anfangen, Szenen zu machen — so könnten wir vielleicht sogar dahin kommen, unseren goldenen Verlobungstag zu feiern — was übrigens rechtler Unfuss ist.“

Wenn sie nur bloß unerträglich gewesen wäre — wie andere Mädchen — dann hätte er einfach seinen Hut genommen und wäre seiner Wege gegangen, aber sie war nicht nur unerträglich, sie war auch unerträglich reizend, wie sie da stand und versuchte, eine königinnenmäßige Haltung anzunehmen aus lauter Kampflust und Trost und furchtbarer Sicherheit.

„Die Sache ist die,“ sagte er und versuchte sehr objektiv und kühl und streng gerecht zu sein, „die Sache ist die, daß kein Gleichgewicht in unserem Verhältnis besteht. Du willst Deine Freiheit haben — Deine unbegrenzte Freiheit — während ich — während ich —“ Er schwieg, weil er tatsächlich dahin gelangt war, wo er keinen Boden mehr fühlte; sie hatte nie seiner Freiheit, für die er auch niemals Gebrauch gehabt hätte, Zügel anlegen wollen.

Und sie war nicht faul, ihn zu fassen. „Während Du —?“ sagte sie ermunternd, „während Du — was denn —?“

„Du bist eben nicht eifersüchtig,“ sagte er bitter.

Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Kann ich etwas dafür? — Glaubst Du, ich würde etwas sagen, wenn Du Dich ebenso unterhieltest wie ich mich? Tanztest —“

„Vebeltest!“ fiel er ein, forgesetzt mit großer Bitterkeit.

„Nun ja —“ sagte sie großmütig. „Bitte schön — meiner wegen gern! — Glaubst Du, das würde mir was machen?“

„Nein,“ sagte er und seufzte unwillkürlich.

„Ich finde es direkt verächtlich,“ sagte sie und war ungeheuer oberaus, „wenn man eifersüchtig ist; es ist etwas ganz Minderwertiges und Unwürdiges, und ich meine, offen gestanden, es genügt, wenn Du so bist. Es könnte leicht etwas zu bunt werden, wenn ich nun auch noch verrückt würde.“

„Eifersucht ist ein sehr normales Gefühl,“ sagte er halsstarrig.

„Es ist ein ekelhaftes Gefühl,“ antwortete sie mit Nachdruck und allen Zeichen des Abscheus. „Ich würde mir einfach das Leben nehmen, wenn ich merkte, daß ich selbst so würde.“

Darauf begann sie im Zimmer herumzuspatzieren, um bei dem Klavier zu landen, auf dem sie einen modernen Tanz zu spielen anfing.

Das war zu viel.

Er sprang auf wie ein gereizter Löwe und brüllte beinahe:

„Ist das der? Ist das der — ist das der, den Du gestern getanzt hast, während ich dazusitzen und zusehen mußte? Antworte, ist das der?“

Sie drehte sich mit dem Klavierstuhl herum und musterte ihn kaltblütig von oben bis unten.

„Ich verstehe nicht, was Du mit der meinst? Glaub Du vielleicht, ich hätte die ganze Zeit nach einer Melodie getanzt? Und willst Du im übrigen die Güte haben, und Dich wie ein Mensch und nicht wie ein wildes Tier benehmen!“

Die letzte Bemerkung schien ganz angebracht, denn er sah gefährlich aus. Und sie empfand mit einem gewissen Stachel, daß, wenn alles zu allem kam, es für seine Geduld doch Grenzen geben könnte.

Aber sie war wirklich nicht das Mädchen, das vor irgendeinem Manne die Augen niederschlagen brauchte; darauf ging sie mit großer Würde und mit Schritten, die nichts Fruchtartiges an sich hatten, zum Ofen hin, wo sie begann, sich mit dem Rost herumzuboxen, erst mit dem einen und dann mit dem anderen Fuß.

„Wenn bloß der Rost wenigstens an Ort und Stelle kommen könnte,“ sagte sie gereizt, und dann ohne Uebergang: „Die Sache ist die, Du müchtest eben eine ganz andere Art Braut haben.“

„Ich habe einen Versuch gemacht, der mißglückte aber,“ sagte er kurz.

Sie stierte ihn sprachlos an.

Doch er sah es nicht, denn nun hatte er angefangen, umherzustolpern.

„Du hast einen Versuch gemacht?“ sagte sie schwach und tastete nach einem Stuhl und bekam ihn auch zu fassen.

„Ja, aber ohne Erfolg,“ antwortete er in demselben kurz hingeworfenen Tone, den sie ganz und gar nicht begreifen konnte.

Es klang so brutal und war doch wirklich kein Spas mehr.

Sie hatte ihn schlecht behandelt, das stimmte — und sie besaß vielleicht kein Recht, sich irgend etwas von ihm zu versprechen; aber trotzdem — sie war seiner so sicher gewesen. Sie hatte ihn ganz vertraut —

Aber mit wem hatte er es versucht — und wann? — Die Fragen brannten ihr im Halse und ersüßten sie fast.

„Hast Du — hast Du wirklich“ — sagte sie leise und tonlos — und fühlte voller Scham die erniedrigende Träne der Eifersucht in den Augenwinkeln brennen.

Er hielt inne in seinem raslosen Gang. „Ja, das habe ich,“ sagte er immer noch kurz, fügte aber in erklärendem Tone hinzu: „Ich habe mich nur schwarz dabei gemacht.“

„Du hast Dich schwarz dabei gemacht?“ wiederholte sie und kammerte sich in wildem Jammer an den Stuhl, während fürchterliche Bilder von tanzenden Negermädchen in ihrer Phantasie herumwirbelten.

„Ja, als ich den Koft anfaßte,“ sagte er ruhiger und verstand noch weniger als je ihr merkwürdiges Betragen. „Ich versuchte ihn einzusehen, konnte es aber nicht. Ich habe mich nur schwarz dabei gemacht.“

Sie schnappte einen Augenblick nach Luft und fing dann zu lachen an, ein kurzes verstörtes Gelächter, das ohne vernünftigen Uebergang zu richtigen Tränen wurde.

„Aber mein Liebstes,“ sagte er unglücklich und nahm sie in seine Arme, „was ist denn, was ist denn nur!“ Und wenn es ihm nicht vorher schon ganz klar gewesen wäre, daß seine Braut die merkwürdigste und entzückendste Frau von all den rätselhaften Frauen war, würde ihn dieser plötzliche Weinanfall, weil er den Ofenrost nicht hatte einsehen können, doch davon überzeugt haben.

„Ich werde es noch einmal versuchen,“ sagte er ganz unglücklich, „weine nicht, ich werde es noch einmal versuchen!“

Aber dann fing sie plötzlich an zu lachen.

„Nein, um Gottes willen,“ sagte sie und schmiegte sich an ihn, „versuch es bloß nicht noch einmal!“ Dann plätschte sie los: „Das heißt, mit dem Koft kannst Du es gern versuchen, aber — — ach Gott sei Dank, Gott sei Dank, ich bin so glücklich.“

Worauf sie den Kopf ganz in seiner Weste versteckte und ihm überließ, das Weitere ins Reine zu bringen.

Wäre es etwas Unangenehmes gewesen, was ihm zugestossen war, so hätte er sich stehenden Fußes eine Erklärung ausbebeten. Aber so, wie die Dinge einmal lagen, fand er keine Veranlassung, das Schicksal mit unnötigen Fragen herauszufordern. Dagegen benutzte er den Anlaß, in das kleine Ohr, das fast ganz unter braunen Locken versteckt war, zu flüstern, ob nicht trotzdem die Rede von einer baldigen Hochzeit sein könnte.

Was sehr leise bewilligt wurde.

In der übertriebenen langen Dämmerpause, die darauf folgte, stand der Ofen steif, aber etwas verlegen da und schielte zornig auf seinen Koft herunter; wie ein alter zahnlöser Herr, dessen Knie ihm nicht gestatten, sich nach seinem Gebiß zu bücken.

Aber der Koft lag auf dem Boden und grinste.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Frida E. Vogel.)

Der Kurfürstendamm von Pompeji.

Die neuen Ausgrabungen in Pompeji, die 1911 nach den Grundrissen der modernen Archäologie begonnen wurden, sind jetzt beendet und dem Publikum zugänglich gemacht. Der Stadtteil, der aus dem zum zweitausendjährigen Schlummer erweckt worden ist, umfaßt die Via dell' Abbondanza. Diese „Straße des Reichtums“ war ein Viertel, in dem sich die neuen Reichen niedergelassen hatten und wo infolge dessen allerlei Luxusgeschäfte entstanden waren. Man kann sie daher den pompejanischen „Kurfürstendamm“ nennen. Die Häuser waren Paläste mit mehreren Stockwerken, Säulenhallen, großen Fenstern und Terrassen. Böden wechselten mit Villen, und die zahllosen Schenken stehen in enger Nachbarschaft der Heiligtümer der Varen oder Hausgötter, sowie auch heute noch in Südtalien neben der Kirche die Gastwirtschaft nicht fehlt. Einer der elegantesten Böden ist der eines Händlers mit Reiseutensilien. An Stelle eines Schaufensters ist die Außenwand des Ladens mit einer Reihe von Fresken geschmückt, die das geschäftliche Treiben drinnen illustrieren sollen. Da sehen wir den Schuhhändler der Reisenden, Merkur, der höchst selbst bemüht ist, um den Käufern der Reiseausstattungen seinen Segen zu spenden. Des weiteren sehen wir den Geschäftsinhaber und seine Frau, umgeben von einer Schar von Angestellten, die eifrig mit Vorlegen und Verkaufen der Sachen beschäftigt sind. Nicht weit davon ist das Waschhaus eines Wollmüllers. Durch die Eintrittshalle gelangt man in den araken Waschkraum, wo noch die Waschröge stehen, und dann auf die Terrassen, wo die Wäsche ausgebreitet und getrocknet wurde. Unter den Kochtöpfen in der Küche befindet sich noch einer mit Stücken eines Lammes, das eben gekocht werden sollte. An der Mauer kann man einen Wahaufwurf zu Gunsten des Besitzers lesen: „Alle Wollmüller stimmen für Lucius Holconius!“

An einer Villa sind zahlreiche Wahl- und Theaterankündigungen angeschrieben. Da wird z. B. verkündigt, daß große Gladiatorenkämpfe zu Putteoli „auf Kosten des Kaisers“ stattfinden; auch der Besuch eines Kampfes zwischen wilden Tieren wird empfohlen; dabei ist ausdrücklich angegeben, daß das Publikum durch Zeltdächer gegen die Sonnenstrahlen geschützt wird. Unter den Gebäuden ist das glänzendste das des Messius, ein großer Palast mit roten und gelben Hallen, die mit mythologischen Gemälden und den Bildnissen der vier Töchter des Besitzers geschmückt sind. Beschaulicher, aber interessanter ist die kleine Villa des „Moralisten“ Hymenäus. Im Speisezimmer sind die Lager, die beim Essen benutzt wurden, an den drei Seiten eines Dreiecks angeordnet. Die Lampe befindet sich in der Zwischenwand und wird durch eine Kristallkugel in ihrem Licht gedämpft. Die Wände sind mit lehrhaften Sprüchen geschmückt,

die die Gäste ermahnen, sich zu benehmen, sich nicht zu zanken usw.: „Wende Deine Augen ab von frechen und schamlosen Gesichtern;“ „Sprich nicht schlecht von Deines Nachbarn Frau.“ Leider muß aber gesagt werden, daß der „Moralist“ selbst nicht nach diesen Sittenregeln handelte, sondern es befinden sich im oberen Stockwerk kleine Zimmer, die mit Venus- und Amorettendarstellungen verziert sind und deren Inschriften das Gegenteil des Segens der Tugend des Speisezimmers verkünden. Auch diesen „Chambres séparées“ wurden die Speisen durch einen besonderen Lift hinaufgebracht. Zwischen diesen Stätten des Vergnügens finden sich nun zahlreiche kleine Tempel, die ebenso wie die Restaurants mit bacchischen Symbolen geziert sind, mit Schutzgeistern, die grüne Zweige um ihr Haupt geschlungen haben und kurze gelbe Röschchen tragen, ähnlich denen unserer Ballettdamen. In einem geheimnisvollen, prächtig ausgeschmückten unterirdischen Raum wurden fünf tote Körper gefunden, die man mit irgendeinem dionysischen oder orientalischen Geheimkult in Zusammenhang bringt.

Die Ausgrabungen werfen eine überraschende Fülle von neuem Licht auf das Leben dieser römischen Stadt und die antike Kultur überhaupt, und man darf mit hohen Erwartungen der wissenschaftlichen Beschreibung entgegensehen, die demnächst erscheinen soll.

Die Aufgaben der Eugenik.

Von Dr. med. Robert Marx.

Das Wort „Eugenik“ stammt aus dem Griechischen und heißt eigentlich „wohlgeborn“, aber nicht im Sinne der bürgerlichen Phrase im Gegensatz zu dem ohne soziale Stellung nur als Nummer geborenen Proletarier, sondern wird von der Medizin zur Bezeichnung der Teilwissenschaft verwendet, die sich mit der Untersuchung der Vorbedingungen für eine gesunde und lebenswürdige Nachkommenschaft befaßt. Die Eugenik nahm ihren Ausgang von den Lehren Darwins, dessen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Entartung und Zuchtwahl der Tiere und Pflanzen auf den Menschen angewendet wurden, um damit unsere Ausdrucksweise vom Wachsen, Blühen und Vergehen der Völker zu begründen. Dieser „organizistische“ Betrachtung eines Volkes liegt der Fehler zugrunde, daß man das Volk als ein Individuum, als ein Organ betrachtet, also eine Einheit, die vergänglich ist, während sich doch das Volk aus einer Unmenge von Einzelwesen zusammensetzt, die zwar in ihrem kleinen Ich, ihrem Wesen vergänglich sind, aber durch ihre Zusammenfassung und Fortpflanzung das Volk bilden und deshalb eigentlich unsterblich sein müßten. Es wird hiergegen immer der Einwand gemacht, daß alle großen Völker des Altertums verschwunden seien, der Völkertod also ein physiologischer, d. h. ein natürlicher Vorgang sei. Dagegen ist einzuwenden, daß diese Völker nur durch ihr naturwidriges Leben ihren Untergang verschuldeten, indem die herrschenden, herrschenden und tonangebenden Klassen eine übermäßige Geburtenbeschränkung trieben und von ihren Sklaven und Leibeigenen, die aus den unterworfenen Völkern stammten, eine möglichst große Nachkommenschaft (proles Masse, davon Proletarier) verlangten, um so ihren Besitz zu vermehren; andere Völker gingen durch Seuchen, deren Bekämpfung damals noch unmöglich war, zugrunde; viele aber auch durch ihre unausgesehenen Kriege- und Beutezüge. Nur ein Volk aus den Zeiten der Pharaonen hat alle Völker des westlichen Kulturkreises bis jetzt überdauert, die Juden. Sie waren durch strenge Religionsvorschriften gehalten, ein mäßiges Leben zu führen. Aber auch bei ihnen ist jetzt die Schicksalsstunde gekommen, denn der Geburtenrückgang ist bei ihnen größer als bei allen anderen Völkern.

Durch diesen geschichtlichen Ueberblick sind wir mitten in die Aufgaben der Eugenik gekommen. Hier wäre noch zu bemerken, daß in Deutschland noch nicht allgemein der von dem Engländer Halton geschaffene Ausdruck Eugenik verwendet wird, sondern man meistens von „Rassenhygiene“ spricht. Rassenhygiene hat, wie Gen. Prof. Grotzahn sehr richtig bemerkt, einen politischen Beigeschmack, indem man dabei an die Unterwertigkeit der Arier bzw. der Germanen über die anderen Völker des Erdkreises erinnert wird, eine Auffassung, die ja die Völkischen veritieren.

Die Eugenik oder Fortpflanzungshygiene setzt also die Annahme einer fortschreitenden Degeneration oder Entartung des Menschengeschlechts voraus, indem man „die Vorfahren im Vergleich zu den Nachkommen als vollkommen oder doch wenigstens als am Durchschnitt gemessen im wesentlichen fehlerfrei annimmt“. Grotzahn schreibt weiter: „Nach vorsichtiger Schätzung dürften in Deutschland auf 100 000 Einwohner 400 Geistesranke und Idioten, 150 Epileptiker, 200 Trunksüchtige, 30 Taubstumme, 250 Bertrüppelte und 500 Lungenranke im vorgeschrittenen Stadium anzunehmen sein. Rechnet man aber die Defekte und Körperfehler geringfügiger Art, wie etwa die Sehfehler, mit ein, so dürfte die Annahme nicht übertrieben sein, daß die Summe aller, die in irgendeiner Weise körperlich minderwertig veranlagt sind, etwa ein Drittel unserer Gesamtbevölkerung beträgt.“ Dieser Gedanke ist für den Eugeniker unerträglich, und es müßte in erster Linie festgestellt werden, ob eine Zunahme oder Abnahme dieser Gebrechen und Fehler stattfindet. Hierfür haben wir bis jetzt noch keine Anhaltspunkte, da eine systematische ärztliche Ueberwachung und Kontrolle der Gesamtbevölkerung noch nicht durchgeführt ist. Anlässe dafür sind vorhanden in den Säuglings- und Kleinkinderfürsorgestellen und in den regelmäßigen Untersuchungen der Schulkinder; ferner bietet uns das Versicherungswesen, das einen immer größeren Teil der erwerbstätigen Bevölke-

zung umfaßt und wenn, wie zu hoffen ist, die Familienversicherung eingeführt wird, fast der gesamten Bevölkerung eine geordnete ärztliche Hilfe und Beratung gewährleistet, die Möglichkeit, unsere Kenntnisse über Vererbung und Erntartung zu erweitern und zu festigen. Denn das sind die Grundbedingungen für jede ärztliche Vererbung. Die Erblichkeitsforschung hat durch die sogenannten *Mendelschen Kreuzungsregeln* große Fortschritte gemacht. Gregor Mendel war ein Augustinermönch in Olmütz in Mähren. Er kreuzte eine rot und eine weiß blühende Pflanze der gleichen Art. Von den Nachkommen waren ein Viertel rot und ein Viertel weiß geblieben, d. h. rot bzw. weiß sind dominant (herrschend), während die verschwindende Farbe aber *recessiv* (zurückweichend) bezeichnet wird. Der Rest der Pflanzen war rosa, also Bastarde. So einfach liegen beim Menschen die Vererbungs Vorgänge nicht. Wir kennen aber schon manches Leiden und Gebreche, die vererbbar sind, z. B. hochgradige Kurzsichtigkeit, Sechsfingrigkeit, Schwimmhautbildungen zwischen Fingern und Zehen, manche Geisteskrankheiten, gewisse Nervenleiden, die Bluterkrankheit, die aber nur auf die Männer vererbt wird. Aus den Kreuzungsregeln von Mendel wissen wir aber, daß nicht jedes Leiden, das ein Elternteil hat, auf die Kinder vererbt zu werden braucht, sondern es kann *recessiv* werden, d. h. von den Eigenschaften des anderen Elternteils unterdrückt werden. Es bleibt aber trotzdem in den Keimanlagen des Individuums vorhanden und kann bei einer sogenannten ungünstigen Kreuzung wieder dominant werden. Es ist also die Hauptaufgabe der Eugenik, festzustellen, welche Kreuzungen von Menschen zu vermeiden, welche zu befürworten sind. Dies könnte erscheinen, als wollte man eine Zuchtanstalt für Edelmenschen gründen, wie man heute Edelrindvieh züchtet. Diese Idee wird von manchen Böllischen, die die Edelgermanen mit blonden Haaren und blauen Augen züchten wollen, propagiert. Für die Sozialhygieniker und Eugeniker besteht aber die Aufgabe nach Feststellung der Vererbungs Vorgänge, die wir in absehbarer Zeit noch nicht erreichen werden, die Individuen von der Fortpflanzung auszuschließen oder doch in ihrer Nachkommenschaft zu beschränken, die durch ihr immerwährend fortgezeugtes Elend der Allgemeinheit zur Last fallen.

Die Mittel sind verschiedener Art. Erstens die Geburtenprävention, d. h. die Verhütung unerwünschter Nachkommen. Sie wird in der heutigen Zeit aus sozialen Gründen geliebt, um nicht die Lebenshaltung der großen Masse noch weiter herunterzudrücken. Sie ist aber gerade für uns Sozialisten ein zweischneidiges Schwert, indem wir durch Geburtenbeschränkung gerade unsere eigenen Reihen schädigen, während bei einer besseren Ausnützung der Produktionsmittel ohne das kapitalistische Interesse am Profit für alle Lebenden in Deutschland ausreichende Lebensmöglichkeiten beständen.

Für die Individuen, die asozial sind, d. h. gesellschaftsunmöglich, kommt die Asylierung in Betracht, wie wir es in den Irrenanstalten, den Krüppelheimen usw. sehen. In Amerika und neuerdings in der Schweiz wird bei diesen unheilbar Kranken die künstliche Unfruchtbarmachung angewendet durch operative Unterbrechung der Samenleiter beim Mann und der Eileiter bei der Frau.

Bei allen Erwägungen, zu denen uns die Eugenik führt, dürfen wir Sozialisten als Sozialhygieniker nicht vergessen, daß der Mensch nicht allein ein Produkt seiner Vorfahren, sondern zum größten Teil wie diese ein Produkt seiner Umwelt ist. Schaffen wir darum erst dem Proletariat menschenwürdige Wohnungen, geben wir ihm Licht, Luft und Sonne und eine ausreichende Ernährung, und es werden viele minderwertige Keimanlagen nicht zur Auswirkung kommen, und dadurch wird der Eugenik der allergrößte Dienst geleistet.

Raumfahrt.

Von Willy Möbus.

Wenn wir über einen Graben oder eine Fede springen, so haben wir im Grunde genommen die gleiche Leistung im kleinen vollbracht, die ein Flieger im großen vollendet, wenn er den Kanal zwischen England und Frankreich überquert, oder wenn er sich hoch in die Lüfte schraubt, um die Alpen zu überfliegen. Die kurze Zeitspanne nur ließ uns unsere durch „Massenwirkung“ erzielte turnerische Leistung nicht als vollendeten Flug empfinden.

Jahrtausende hat die Menschheit sich nach dem „richtigen“ Flugesehnt, aber ebenso lange hat sie die an diesem Problem Schaffenden als Utopisten, Projektentworfener, als nicht ernst zu nehmende Zeitgenossen gekennzeichnet, bis die Aufgabe dennoch gelöst wurde. Nun aber erscheint das Erreichte wieder unter dem Einfluß der Bewöhnung als etwas ganz Selbstverständliches. Man betrachtet jetzt umgekehrt denjenigen, der noch kein Flugzeug oder keinen Ballon gesehen hat, als eine seltsame Ausnahme.

Merkwürdig muß es erscheinen, daß der Mensch, der sich oft für das vollkommenste Wesen, für den „Herrn der Erde“ hält, gerade diejenigen seiner technischen Leistungen besonders hoch schätzt, die von den „niederen“ Lebewesen unseres Planeten seit Menschengedenken mit angeborener Geschicklichkeit vollführt werden. Ein wunderbarer Kreislauf: das höchstentwickelte Wesen der Erde strebt nach den Fähigkeiten der niedrigsten Geschöpfe. Die Fische schwebten im Wasser und tauchten in unbekannte Meerestiefen, lange bevor der Mensch sich zum gleichen Zwecke das Unterseeboot schuf. Die Vögel waren unbestrittene Beherrscher des Luftmeeres, noch ehe der Mensch Mittel fand, es ihnen gleich zu tun. Nach der Ansicht des großen schwedischen Forschers Svante Arrhenius durchreiten die

niedersten Lebewesen, die Bakterien, den Raum zwischen den Weltkörpern mit einer dem Lichte angenäherten Geschwindigkeit. Sie werden durch den Lichtdruck geradezu aus der Atmosphäre eines Weltkörpers herausgeweht und fliegen dann auf den Flügeln des Lichtes in den weiten, unbekannten Raum, in den der Mensch mit Staunen und Bewunderung hinausblinzt und der ihm die Unendlichkeit verkörpert, bis sie vielleicht auf irgendeinem anderen Weltkörper einmalt landen und dort heimisch werden.

Der Lichtdruck, der an der Grenze unserer Atmosphäre nur 0,7 Milligramm auf den Quadratmeter beträgt, drückt dennoch auf die Gesamtoberfläche der Erde mit einem Gewicht von 3 Millionen Kilogramm. Wenn nun das Gewicht eines Körpers kleiner wird, als der Druck des Lichtes auf seine Oberfläche beträgt, so wird er vom Lichte fortgetragen, wie ein Blatt oder Staubkörnchen vom Druck des Windes. Die Sporen einiger Bakterien sind so klein, daß sie die zur „Raumsahrt“ nötigen Bedingungen hinsichtlich ihrer „Schwere“ erfüllen. Sie sind aber auch so widerstandsfähig, daß sie die Kälte des Raumes das Fehlen der Luft und die Stärke der Lichtstrahlung zu ertragen vermögen.

Lichtstrahlen und Bakterien die ersten Raumsfahrer, sind Vorbilder des Menschen, dem der Flug im begrenzten Luftmeer bald nicht mehr genügen wird und der seinen Blick weltwärts wendet.

Im Geiste haben wir schon oft das All durchreist. Geistvolle Schriftsteller haben anschaulich künftige Raumsfahrten beschrieben. So hat unter anderen Kurd Laßwitz, der vor einigen Jahren verstorbene Chemiker, einen Roman „Auf zwei Planeten“ verfaßt, in dem er die Verbindung der Erde mit dem Mars schildert. In wundervollem Wechsel zwischen Phantasie und Wirklichkeit entrollt er vor unseren Augen ein grandioses Zukunftsbild. In ähnlicher Weise hat ein Wissenschaftler, Sahulka, eine Theorie aufgestellt, die, wenn sie richtig wäre, den Weg zur Erreichung der Raumsahrt aufzeigt. Danach ist die Erde einem ständigen Bombardement von Aetheratomen ausgefetzt. Die Atome durchdringen den Planeten. Dadurch vermindert sich ihre Geschwindigkeit so, daß die mit unerminderter Kraft neu aufstossenden Atome ein Ubergewicht erhalten und alles auf der Erde Befindliche an den Boden drücken. Diese Theorie leugnet also die Anziehungskraft der Erde. Sie schreibt die als Anziehungskraft bezeichnete Wirkung den aus dem Weltensraum von irgendwoher zu uns gelangenden Aetheratomen zu. Gelänge es nun, einen Stoff zu finden, den diese Atome nicht zu durchdringen vermögen, so wäre damit die Möglichkeit gegeben, „Raumschiffe“ zu bauen. Die von diesem ätherhemmenden Stoff umgebenen Schiffe wären nach der Theorie völlig gewichtslos und würden, ähnlich wie die oben erwähnten Bakterien, durch den Lichtdruck aus unserer Atmosphäre herausgehoben werden. Wenn man nun Flächen dieses besonderen Stoffes entfernte und so dem Aether wiederum die Möglichkeit gäbe, auf die im übrigen aus gewöhnlichen Stoffen bestehenden Teile des Schiffes zu wirken, so könnte man durch geschicktes Verteilen der Flächen eine beliebige Richtung im Weltensraum erzielen. Das Führen solcher Schiffe setzt außerordentliche astronomische und mathematische Kenntnisse voraus und wahrscheinlich würde manches Schiff sich in den unbekannten Weiten des Alls verirren und als selbständiger Weltkörper kleinsten Umfangs umherstreifen.

Die Wissenschaft stellt Probleme und sucht Wege, sie zu lösen. Niemand hat das Recht, sich über solche Theorien lustig zu machen. Oft schon haben phantasiebegabte Menschen Dinge gesagt, an die sie selbst und ihre Mitmenschen nicht glaubten und die dennoch von der Wirklichkeit in späteren Zeiten nicht nur erreicht, sondern sogar noch übertroffen wurden.

Die Klingel.

Von E. Schrupping.

Die Klingel schrillt, hart, befehlend, aufreizend, einmal kurz, zweimal lang, lang, kurz, alle Klingelzeichen durcheinander, die die Arbeitsgeister ins Allerheiligste zum Chef und Meister rufen. Dieses Klingelregister ist das Lieblingskind seiner Ideen, mit dem er gerne und andauernd spielt. Man drückt auf den Knopf, die Puppen tanzen.

Kurz, hart, der Lausjunge spricht herein. „Lee aufsehen!“

Da liegt ein Akt auf dem Tisch, irgendeine komplizierte Angelegenheit, man muß sie erledigen. Die Klingel schrillt mit einem Unterton von Höflichkeit. Die „rechte Hand“ erscheint. „Lieber Wurm, nehmen Sie sich doch etwas dieser Sache an.“

Lang, kurz, das niedliche Lehnmädchen. „Lottchen, gib mir doch einmal die Tasse herüber, schenk doch einmal den Tee ein und da muß wohl ein Brief von der „Ebag“ liegen. — Hast Du ihn noch nicht?“

Eben gibt der Bote einen groben Mahnbrief von der „Ebag“ ab. Die alte Laune ist hin. „Hast Du noch nicht den Brief? Mach doch die Augen auf!“ Lottchen jögert mit rotem Kopf: „Sie hoben ihn gestern schon an Fräulein Lange gegeben.“ — „Natürlich, die alte Bummel!“ Schrillt viermal heftig. Fräulein Lange läßt seelenruhig Grobheiten auf sich niederprasseln. Gewohnheit.

Im Bureau schrillen die Klingelzeichen, kurz, lang, lang, kurz, hart befehlend, aufreizend. Die Leute werden gerufen, weggerissen von dringender Arbeit, nervös gemacht. Hochbetrieb wird eingeschaltet mit einem Klingelknopf. — Der Korrespondent knallt die Fäule. Die Buchhalterin fährt unter der zornigen Klingel in die Höhe. Der Fakturist sanft an sich zu verrechnen.

Hat niemand den Mut, die wahnsinnige Klingel abzusteifen?

Goethe über Liebe und Ehe. Aus dem Nachlaß der Julie v. Egloffstein, eines Mitgliedes der Weimarer Hofgesellschaft während der letzten Lebensjahre Goethes, sind jetzt Erinnerungsblätter unter dem Titel „Alt-Weimars Abend“ im Verlag von Beck in München erschienen. Unter anderem ist darin auch die Rede von Goethes letzter Liebe zu Ulrike v. Lewehow. Der greise Dichter trug sich damals bekanntlich mit dem Gedanken, trotz seines hohen Alters noch einmal zu heiraten, und es ist daher doppelt interessant zu hören, was er bei Gelegenheit einer übereilten Heiratsgeschichte zum Kanzler von Müller sagte: „Sie wissen, wie ich alles Entempörten haße, vollends eine Verlobung oder Heirat aus dem Siegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine Liebe kann wohl im Nu entstehen, und jede echte Neigung muß irgendeinmal gleich dem Blitz plötzlich aufgefammt sein, aber wer wird sich denn gleich heiraten, wenn man liebt? Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensschritt will achtselig überlegt sein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammenpassen.“

Woher stammt die Form der Flasche? Die Flasche ist dazu bestimmt, eine Flüssigkeit aufzunehmen. In der Natur gibt es zwei Möglichkeiten, Flüssigkeiten aufzubewahren. Die eine findet sich in der Pflanzenwelt verwirklicht, in den Melonen, Kürbissen, Gurken usw., die in sich Flüssigkeit enthalten; die andere ist in der Tierwelt verwirklicht. Hier ist die Bedeutung des Aufhebens von Flüssigkeit sehr viel wichtiger, denn die Euter der Tiere, die Brüste der Frauen ermöglichen allein die Aufziehung der Kinder. So wurde das Tier-euter wie die Menschenbrust zur Quelle, die für jede Art von nährnder Flüssigkeit die größte Bedeutung hatte. Das spiegelt sich deutlich in der Sprache. Das Euter ist französisch „outre“ geworden und bedeutet Schlauch. Die Basken trinken noch heute aus dem Schlauch, der also zunächst ein abgeschnittenes Euter war, das dann an der Basis zugenäht wurde. Später wurde der Schlauch größer, die ganze Hülle der Ziegen wurden zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten benutzt. Die Grundbeziehung von Gefäß zum Euter hat sich bis heute erhalten. Wir haben für das Euter eine andere Bezeichnung, nämlich Beutel. In den Euter-Beuteln werden die Weine aufbewahrt, wie noch heute der „Bocksbeutel“ und das französische Wort „bouteille“, das englische „bottle“ beweisen, daß jede Flasche ursprünglich ein Beutel, ein Euter war. Wir haben flache Euterflaschen, die den Brüsten der Menschen entsprechen, und langgezogene Flaschenformen, die den Eutern der Tiere nachgebildet wurden. Dieser Ursprung der Flasche ist noch in manchen alten Sakkalgefäßen aufbewahrt, die deutlich die Euterzügen erkennen lassen. Aus der Pflanzenwelt sind Kokosnüsse und Kalebassentürbisse die Grundtypen mancher Flaschenformen geworden.

Naturwissenschaft

Die Schuppenwurz ist eine im zeitigen Frühjahr im Walde blühende Bürgerpflanze, die sofort durch ihre fleischfarbenen Blütenstände, denen jede Spur von Blattgrün fehlt, auffällt. In der Nähe von Haselbüschen und Erlen, aber auch nahe der Eichen, Eschen und Ulmen sind die unmittelbar über dem Boden stehenden Blütenstände oft in großer Zahl anzutreffen. Die eigentliche Pflanze lebt unterirdisch; von einer mit weißen Blättern besetzten, korallenförmigen Knolle geht ein gewaltig entwickeltes Wurzelwerk aus, das einen weitverzweigten Saugapparat darstellt; denn die Schuppenwurz ist ein Schmaroher und saugt sich aus den Wurzeln der Büsche und Bäume die nötigen Nährstoffe heraus. Die Blüten erzeugen eine unermessliche Menge winziger Samen; das ist zur Erhaltung der Art nötig; denn nur ganz wenige Samen entwickeln sich weiter, weil sie nur in unmittelbarer Nähe einer Wurzel, die der Keimling sogleich anzupfen kann, zu keimen beginnen. Mehrere Jahre lang kann der Keimling auf eine passende Keimwurzel warten, in den meisten Fällen geht er aber zugrunde, weil sich die Gelegenheit zum Anfallen einer Wurzel nicht bietet. Hat er aber Glück gehabt, dann entwickelt er sich ganz langsam, vergrößert das Saugwurzelwerk allmählich und greift eine Wurzel nach der anderen an. Nach Jahren ist er so weit, um zum erstenmal oberirdische Blütenstände zu treiben. Wenn dann im Frühjahr der Blütenstand wieder verschwindet, ist bis zum nächsten Jahre von der Anwesenheit des Schuppenwurz nichts mehr zu bemerken.

Technik

Papierkrankheiten. Bereits vor dem Kriege wurde darüber geklagt, daß das moderne Papier minderwertiger sei als das Papier früherer Zeiten und äußeren Einflüssen weniger Widerstand leiste. Diese Klage ist durchaus berechtigt, und wir dürfen nicht hoffen, daß unser Papier den Unbilden der Jahrhunderte so glänzend widersteht wie das der Gutenberg-Zeit. „Papierkrankheiten“ sind heute nichts Seltenes. Sie entstehen nach den Angaben von B. Haas in der „Papier-Zeitung“ durch die neueren Herstellungsverfahren. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Papier aus Textilfasern mit tierischem Leim und meist ohne Füllmittel gefertigt. Heute ist man immer mehr zur Verarbeitung von Natron- und Sulfitzellstoffen und Holzschliff übergegangen, verwendet Harzleim

und außerdem Füllmittel. Durch interessante Versuche hat man die Gründe für die Zerstörung des Papiers festgestellt. Ein von Trockensäure stark angegriffenes Papier wurde mit Nährgelatine befeuchtet und der Einwirkung nasser Wärme ausgesetzt. Mit den Krankheitskeimen, die sich auf der Nährgelatine entwickelten, wurden die einzelnen Papierstoffe geimpft. Dabei stellte sich heraus, daß das Bleichen der Zellstoffe die Widerstandsfähigkeit verringert und daß Natron-, Holz- und Strohzellstoff weniger aushalten wie Sulfitzellstoff. Besonders schädlich sind die Füllstoffe, und auch die in den letzten Jahrzehnten vielgebrauchte Harzleimung unterliegt die Einwirkung der Krankheitskeime. Die Krankheitsercheinungen bestehen in Verfärbung, Zernärbung, modrigem Geruch. An den Papierkrankheiten können übrigens auch die heute zur Verwendung kommenden Druckfarben mitschuldig sein. Man hat beobachtet, daß die Qualität und Zusammenziehung der Farben den Farbton des Papiers stark beeinflusst und eine mehr oder weniger deutliche Verfärbung des Papiers herbeiführen kann. Für wichtige Druckwerke, bei denen es auf lange Dauer ankommt, sollte man daher unter den heutigen Umständen den höheren Preis des handgeschöpften Papiers nicht scheuen.

Gesundheitspflege

Was der Tuberkelbazillus sagt. Ich bin so winzig klein, daß mich die Menschen nur mit ihren stärksten Vergrößerungsapparaten sehen können; 500 solcher Stäbchen, wie ich eins bin, müßten sich hintereinander legen und hätten dann erst die Länge eines Millimeters erreicht! Ich schlüpfte dank meiner Kleinheit überall hin, in jedem Organ des menschlichen Körpers vermog ich zu leben, im Darm und in der Lunge, im Gehirn und in den Knochen, und der Mensch merkt meine Anwesenheit gar oft erst dann, wenn ich schon Herrscher über seinen Körper geworden bin. Ich bin so leicht, daß ich mit jedem Wasserbläschen und jedem Staubkörnchen durch die Luft dahinfliegen kann. Ich habe ein zähes Leben und kann ein halbes Jahr und noch länger fasten, dann schmeckt mir das Menschenblut dafür um so besser. Die Waffen der Menschen können nur das eine und andere meiner Kinder töten, aber meine Nachkommen sind wie Sand am Meere. Der schlimmste meiner Feinde ist die Sonne, die fürchte ich fast ebenso sehr wie das lodende Wasser, denn da schmilzt mein trefflicher Wachspanzer zusammen, der mir sonst so sicheren Schutz verleiht. Aber die Menschen sperren ja die Sonne aus ihren Häusern fort und so kann ich bei ihnen in Staub und Schmutz ein sehr behagliches Dasein führen. Meine Macht erstreckt sich über die ganze Welt. Jeden Tag werden 3000 Menschen auf meinem Altar geopfert. Ein Siebentel der Menschheit ist mir verfallen! Kriege sind Kinderspiel gegen die Verheerungen, die ich anzurichten vermog! Aber Krieg, Hunger und Elend sind mir werie Bundesgenossen, denn die Menschen suchen sich gegen jene zu wehren und lassen mich dann desto ungeförter arbeiten. Am liebsten sind mir die Menschen in der Blüte ihrer Jahre, in der Vollkraft ihrer Schaffensfreude. Unter vier Menschen, die im Alter zwischen 15 und 60 Jahren ins Grab sinken, ist mindestens einer durch mich dorthin gebracht. Er stirbt, ich aber lebe rüstig weiter, den während der langen Krankheit meines Opfers habe ich es verstanden, mich in der Frau und den Kindern des Schwindsüchtigen einzunisten, die mich mit dem Hauch vom Munde des Kranken eingeatmet, mit dem Staub des Krankentettes auf ihre Speisen gestreut haben. Die Bazillen der Pest, der Cholera, das Botengift sind vom Menschen niedergezwungen. Mich selbst aber hat er noch nicht zu zähmen gewußt, darum fürchtet er mich wie einen Würgeengel. Und würgen will ich sie, die stolzen, törichten Menschen, und erst wenn der letzte Mensch an Schwindsucht verstorben ist, will auch ich mein großes Lebenswert beschließen!

Das goldige bayerische Herz.



„Woacht, Kate, aamal im Monat, da mueß i Sozenbluet g'rochen ham — dös isch bei mir direkt scho a nationale Eigenart.“